

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 57 (1953-1954)
Heft: 8

Artikel: Der gute Nachbar
Autor: Frei, Otto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663430>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Damit drehte er sich dem Flügel zu, strich zärtlich bewundernd über die Tasten und beugte sich dann unter den aufgestellten Deckel. Er umkoste, das leicht Federnde ihres Filzes prüfend, einige der Hämmerchen, die schon im Dunkel lagen, und die Freude des Pianisten an einem auserlesenen Instrument verscheuchte für eine Weile alles Versonnene in seinen Zügen.

«Ja, wie oft habe ich mir schon gewünscht, einen der neuen Erardschen Flügel spielen zu dürfen... Und hier, auf Wolfsberg, habe ich zum erstenmal einen solchen entdeckt! Es ist ein Wunder, wie dieses französische Hammerklavier den Tastendruck überträgt, wie die Saiten unter dem feinsten Schlag empfindlich antworten und der Klang sich befreit. Da splittert kein unzulängliches Gezupfe mehr aus einem Spinett. Da scherbelt es nicht mehr gläsern wie zerbrechendes Geschirr... Da

ist alles Klarheit und Helle! Hören Sie nur, Herr Baron, hören Sie, wie rein und in ihrem ganzen Eigenwert gültig die Töne sich aneinanderreihen!»

Er setzte sich wieder an den Flügel, schlug ein paar Akkorde an und nickte bedeutsam in Höggers Gesicht empor, der neben ihm stand und, der Güte seines Instrumentes wohl bewusst, nicht ohne Stolz auf die geschmeidigen Hände des Künstlers niederlächelte. So geriet Carl Maria wieder ins freie Phantasieren. Bald merkte er kaum mehr, dass ein Diener, auf das stille Geheiss des Barons, die Kerzenlichter entzündete, und er sah auch nicht, wie sich im Hintergrunde des Raums allmählich ein helles Augenpaar gross öffnete und im Glanz der Lichter und Klänge erstrahlte.

(Aus dem Roman «Spuk in der Wolfsschlucht» von Gottlieb Heinrich Heer, Verlag Fretz & Wasmuth, Zürich)

OTTO FREI

Der gute Nachbar

Wir hatten uns entschlossen, der Stadt den Rücken zu kehren, meine Frau, unsere Kinder und ich, und an den Stadtrand in die Siedlung zu ziehen. Hier, am Stadtrand, dachten wir, würde es sich freier und schöner leben lassen. Die Enge der Mietkasernen, der Spektakel der Stadt, das ewige Geplänkel mit den Hausbewohnern — alles das würde mit einem Schlag ein Ende nehmen, alles das würde sich mit einem hübschen kleinen Haus im Grünen vertauschen lassen, zu dem es nur *einen* Schlüssel gab, und dieser Schlüssel würde der unsere sein. Wir waren der höchsten Erwartungen voll und träumten von einer Rückkehr ins Paradies.

Wir zogen aus, wir zogen um, wir liessen uns in der Siedlung häuslich nieder und richteten uns in unsren fünf kleinen Stuben wohnlich ein.

Dann aber, eines Tages, kam plötzlich das Erwachen. An einem jener Sommerabende, nachdem ich stolz und vergnügt einen Gang um unser Haus gemacht hatte, kam mir das Ungeheuerliche erstmals recht zum Bewusstsein: Die Nachbarn waren in ihren Gärten beschäftigt, und ich hatte mit jedem von ihnen einen kurzen Gruss getauscht. Jetzt, da ich meinen Rundgang beendet hatte, blieb

ich stehen und griff mir an den Kopf. Nicht weniger als siebenmal hatte ich grüssen müssen! Sieben Anstösser hatten sich rings um uns niedergelassen, sieben Nachbarn hatten einen Kreis um uns geschlossen — ein Umstand, der zu denken gab. Merkwürdig genug, dass mir das Bedrohliche dieser Lage erst jetzt zum Bewusstsein kam. Wahrhaftig, wir hatten uns hier, wie es schien, gehörig in die Nesseln gesetzt ... Ich floh ins Haus. Dabei fiel mir das Wort des Dichters ein: «Es kann der Frömmste nicht im Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt.» Im Dichterwort war zudem bescheidenlich von *einem* Nachbar die Rede, wir aber hatten deren sieben um uns geschart, einen ganzen Hagel von Anstössern, eine ganze Meute von Nachbarn — mit Verlaub zu sagen. Und wenn von ihnen nur jeder zweite sich als böse erweisen sollte, ach, Welch eine Hölle des nachbarlichen Zusammenlebens konnte sich da aufzutun, Welch Infernum auf Lebenszeit!

Die Zeit verstrich. Ich ging in mich und meditierte des langen und breiten über menschliche Tugend und menschliche Schwäche — auch über Bosheit und Neid, die beiden Unkräuter, von denen man weiss, dass sie in manchem Herzensgarten



Photo E. Brunner

W A L D A R B E I T E R

zwischen Rosen und Tulpen ihre gelben Giftblüten treiben. Schliesslich nahm ich mir vor, ein Optimist zu bleiben und vor allem damit zu beginnen, dass ich mir redlich Mühe gab, selbst ein guter Nachbar zu sein. Dabei hielt ich mich an das ebenso einfache wie wirkungsvolle Rezept: leben und lebenlassen! Das führte mich dazu, mich jedem Nachbar gegenüber so zu verhalten, wie ich wünschen musste, dass der Nachbar sich mir gegenüber verhielte. Da ich diese Haltung andauernd nach sieben Seiten hin zu betätigen hatte, kostete sie mich zuweilen nicht wenig Schweiss. Trotzdem machte ich mir die Sache nicht leicht, trotzdem hielt ich durch.

Und seht da, der Erfolg blieb nicht aus. Es kam so, dass die siebenfältige Nachbarschaft sich von Woche zu Woche erfreulicher anliess. Man hütete sich vor allzu intimer gegenseitiger Anbiederung, man vermied geflissentlich jede Ueberschwenglichkeit von Tür zu Tür und von Zaun zu Zaun — und wuchs trotzdem immer mehr zu einer freien und herzwarmen Gemeinschaft zusammen, die ihr solides Fundament in der wechselseitigen Achtung hatte. Man reichte einander jede Hilfe, ohne viel Wesens daraus zu machen; man riet und liess sich raten — und brauchte dabei doch, auch wenn

man hin und wieder einen gutgemeinten Rat in den Wind schlug, den Zorn des Nachbarn nicht zu befürchten.

Nachdem ich an einem dieser Abende wieder meinen Gang um das Haus gemacht, siebenmal begrüßt hatte und siebenmal begrüßt worden war, griff ich mir nicht mehr an den Kopf. Ich wusste nun, dass ich mich hier keineswegs in die Nesseln, sondern buchstäblich in die Rosen gesetzt hatte. Denn der Segen der guten Nachbarschaft wurde mir ja siebenfältig zuteil. Und es kam so etwas wie ein herzstärkender Zeitrost über mich: Mochte auf unserm runden und doch so buckligen Erdball noch die Zwietracht herrschen, mochte jeder Kontinent immer noch in Gegensätzlichkeiten aufgespalten sein, mochte sogar im einzelnen Staate noch der Zank der Bürger andauern — hier wenigstens, auf diesem kleinen, eng umzäunten Fleck Erde war ein Anfang gemacht. Hier regierte die Verträglichkeit, hier waltete der Geist der Menschlichkeit. Und man durfte guten Mutes sein und konnte sich ja denken: Vielleicht ging gerade hier die gute Saat auf, vielleicht wirkte der Geist der Friedfertigkeit aus dem Kleinen ins Grosse, aus der Enge der Dorfgemeinschaft in die Weite der Welt ...

R. CALTOFFEN

Am Himmelstor

Es war schon spät, als ich in Batalha ankam.

Ich hatte einen Abstecher gemacht, begierig darauf, Portugals Nationalheiligtum zu sehen.

Ich lasse mich gern überraschen. Um mir das Geschenk des ersten Eindrucks nicht schmäler zu lassen, blättere ich vorher meistens in keinem Führer nach.

Ich kann also nicht sagen, was ich mir unter Portugals Freiheitsdenkmal vorgestellt hatte. Jedenfalls aber ein sehr wuchtiges Monument.

Ich kam die alte Römerstrasse von Norden her. Leira mit dem verfallenen Kastell des Königs Diniz auf steilem Berghügel, die schönen Eichen von Azola, die blauen Hügelketten des fernen Pindal Real, die fruchtbaren Getreidefelder und Rebenhaine auf den Ausläufern der Serra d'Albaros, das alles war schon längst ausser Sicht. Wir fuhren

nun durch ausgemachte, langweilige Kieferwaldungen.

Plötzlich aber senkte sich der Weg, und ganz unerwartet öffnete sich der Blick auf einen üppigen, von Oliven- und Pinienhügel umrahmten Talsessel. Der Wagen überquerte eine kleine Steinbrücke, unter der sich ein fast eingeschlafenes Bächlein dahinmühte, und fuhr dann durch eine schattige Allee geradewegs auf ein mächtiges Portal zu.

Der Wagen hielt. Ich stieg aus.

Es war schon spät, als ich in Batalha ankam, und ich war sehr müde. So stand ich nun da und rieb mir die Augen. Ich wusste nicht gleich, ob das alles nur ein schöner Traum, oder ob ich wirklich wach war.

Unter dem kornblumenblauen Himmelsgewölbe